

mtb

Roman

JANE  
LINFOOT

Weihnachten  
im kleinen  
Brautladen  
am Strand



zeigen mit den Fingern auf uns. Noch mehr Aufmerksamkeit könnten wir nur erregen, wenn wir echte Rentiere angespannt hätten. Jetzt rasen wir im Affenzahn die Straße entlang. Es weht ein beißender Wind. Sehr zu meinem Leidwesen ist meine Nase selbst an angenehmen Wintertagen rot genug, um Rudolf locker Konkurrenz zu machen. Und das ganz ohne heiß dampfenden Kaffee oder einen Wodkacocktail. Beides Getränke, die ich in der Öffentlichkeit zu trinken vermeide. Was allerdings nicht immer gelingt. Noch ein paar Minuten länger in dieser arktischen Kälte und mein Zinken wird regelrecht leuchten ...

Ich löse meinen Klammergriff vom Sitz und ziehe mir den Kragen meiner geliebten und altgedienten Jacke mit dem Leopardmuster bis zu den Ohren, sodass

ich meine Nase in dem Kunstfell vergraben kann. Das ist eine dieser Jacken, die sich wie ein Schutzschild anfühlen. Wenn man sich da hineinkuschelt, hält sie einen garantiert warm und sicher, wo immer man hingeht. In der Jacke komme ich mir unbesiegbar vor. Deshalb konnte ich mir nicht vorstellen, einen Monat lang ohne das Ding unterwegs zu sein, auch wenn ganz Cornwall trendige Daunenjacken oder diese umwerfenden Wollmäntel mit den riesigen Fellkragen trägt. Der harsche Cornwall-Westwind, der heute weht, und mein Versuch, sie als Tarnumhang zu benutzen, verlangen meiner kleinen Jacke heute allerdings ganz schön viel ab.

»Freuen wir uns denn schon auf Weihnachten?« Es ist ein Wunder, dass Santa Zeit zum Plaudern findet, während er gleichzeitig durch den jetzt einsetzenden

Feierabendverkehr fährt. Seine Kutschfahrtechnik besteht darin, dem Pony den Weg zu zeigen und Gas zu geben, wenn man das so sagen kann. Wahrscheinlich ist ihm sein Kostüm zu Kopf gestiegen. An jeder Kreuzung meint er, Vorfahrt zu haben. Wenn ein Taxi so fahren würde, würde man es aus dem Verkehr ziehen und dem Fahrer den Lappen entziehen.

Ich zucke zusammen, als zum wiederholten Mal ein Auto reifenquietschend zum Stehen kommt. Der Fahrer sitzt mit offenem Mund da und blickt uns hinterher, als wir vorüberrauschen und nur eine Schneeflockenbreite an seiner Stoßstange vorbeischrappen. Alles in allem, beschließe ich, muss ich mich irgendwie durch diese vertrackte Frage durchbluffen.

»Weihnachten? Klar, ich bin schon

wahnsinnig aufgeregt, Santa.« Selbst wenn ich in diesem Moment nicht hinter einem wehenden Ponyschweif sitzen und durchgerüttelt werden würde, wäre die Wahrheit viel zu kompliziert, um sie hier zu erörtern. Sogar für den Weihnachtsmann. Im Grunde genommen besteht das Problem darin, dass er mit seiner Frage zwölf Monate zu spät kommt.

Mein ganzes Leben lang war Weihnachten meine Lieblingsjahreszeit. Als Kinder waren meine große Schwester Freya und ich so aufgeregt, dass wir in der Weihnachtszeit durchgehend Schnappatmung hatten. Von dem Moment an, als wir das erste Türchen im Adventskalender öffneten, bis schließlich das letzte Geschenk ausgepackt war. Freya feierte Weihnachten so, wie sie alles im Leben anging: Mit ihrer erstaunlichen

Ausgelassenheit preschte sie voran und zog unsere jüngeren Brüder und mich mit auf ihrer Welle der Begeisterung. Sie bastelte kilometerlange Papierschlängen, die sie als Girlanden überall im Haus und sogar im Bad aufhängte. Alle Fenster entlang der gesamten Straße besprühte sie nachts mit Kunstschnee. Auf dem Wochenmarkt besorgte sie einen Ballen roten Vliesstoff und nähte im Rahmen eines Handarbeitsschulprojekts der ganzen Familie Weihnachtsmännerkostüme. Dann, als ich zwölf war, geschah das Unfassbare, und sie starb. Das war die schlimmste Zeit meines Lebens. Ein Hirntumor, der wahnsinnig schnell wuchs – so etwas passierte doch eigentlich nur anderen, nicht einem Mädchen wie Freya. Sie war doch erst vierzehn und peste durchs Leben wie ein Wirbelwind. Zwanzig Jahre später habe ich